STUDIENBIBLIOTHEK INFO
Bulletin der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Editorial

Vor hundert Jahren wurde Peter Weiss in Nowawes bei Potsdam geboren.

Sein Roman ›Die Ästhetik des Widerstands‹, erschienen in den Jahren 1975, 1978 und 1981 im Suhrkamp Verlag, war für viele Linke ein Schlüsselwerk und löste eine Lesebewegung aus. Neben Berichten von Ereignissen, politischen und philosophischen Reflexionen, Naturschilderungen, Traumbeschreibungen, historischen und kunstgeschichtlichen Exkursen, wie die beeindruckende Schilderung des Reliefs des Pergamonaltars am Anfang des Buches, ist diese Trilogie äusserst komplex. Sowohl in Ost- wie in Westdeutschland führte sie in linken Kreisen zu einer breiten Literatur- Kunst- und Politikdiskussion. Die Verbindung von Alltag, Kunst und Politik machte den Blick frei und wurde als Anleitung für die eigene politische Praxis aufgenommen.

Es lohnt sich, diesen Roman (wieder) zu lesen und darin zu entdecken, wie emanzipatorische Ansätze in der widerspruchsvollen Geschichte der Arbeiterbewegung und im Widerstand gegen den Faschismus versucht wurden. Sich zu versichern, dass Geschichte und Kunst zusammengehen und dass in diesem Spannungsfeld eine utopische Kraft liegt, wird unsere politische Arbeit inspirieren und ist heute mehr den je vonnöten.

Am 15. November wurde in Berlin von Gunter Demnig (www.stolperstein.eu) in Anwesenheit der Familie Pinkus, Mitgliedern des Stiftungsrates und vielen Interessierten ein Stolperstein für Frieda Flatau, der Tante von Theo Pinkus, verlegt.

Gisela Wenzel hat die Lebensgeschichte von Friedel Flatau recherchiert. Dabei geholfen haben ihr Agata Czarkowska aus Breslau und Esther Burkhardt. Wir dokumentieren die Stolpersteinverlegung in diesem StudienbibliothekInfo mit dem Text, der vorgelesen wurde und Fotos. Ein ausführlicherer biografischer Text zu Friedel Flatau und weitere Fotos haben wir auf unsere Website gestellt. *B.W-R*

Einladung

Die Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich und die Berliner Geschichtswerkstatt e.V. bitten um Teilnahme an der

Stolpersteinverlegung für FRIEDA FLATAU (1889–1942)

am Dienstag 15.November 2016, 9.30 Uhr, in der Nürnberger Strasse 49/Augsburger Strasse in 10789 Berlin (U3 Augsburger Strasse) in Anwesenheit von Familienangehörigen und Mitarbeiterinnen der Stiftung aus der Schweiz.

Friedel Flatau, geb. in Breslau, war Jüdin und lebte als Schauspielerin in Berlin. Sie war die Tante des Schweizer Buchhändlers Theo Pinkus (1909–1991). Vor 75 Jahren, am 18. Oktober 1941, wurde sie mit dem ›1. Osttransport‹ ins Getto Litzmannstadt (Lodz) deportiert und am 8. Mai 1942 im Todeslager Kulmhof (Chelmno) ermordet.

Im Anschluss laden wir zum Gespräch beim Imbiss im Café Bleibergs, Nürnberger 45A ein.

Ausserdem weisen wir Sie auf die Berliner Premiere des Films ›Wir sind Juden aus Breslau‹ am Sonntag, 13. November um 16 00 Uhr, im Zeughauskino (Deutsches Historisches Museum) hin. http://www.breslau.berlin/event/wir-sind-juden-aus-breslau/

Einladung zum Jahresend-Apéro

am **Mittwoch, 21. Dezember 2016, ab 17 Uhr** in der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Quellenstrasse 25, 8005 Zürich, 1. Stock.

Um 18 Uhr liest Iris Blum aus: **Mächtig geheim. Einblicke in die Psychosophische Gesellschaft 1945–2009** (Limmat Verlag 2016).

Wir freuen uns auf euer Kommen und bedanken uns herzlich bei allen Spenderinnen und Spendern für ihre Unterstützung der Studienbibliothek im Jahr 2016 und wünschen allen ein gutes Jahr 2017.

Vorankündigung

Lucas Federer: **Schweizer Trotzkisten im internationalen Kontext, 1969.**

Veranstaltung am Mittwoch, 15. März 2017, 19.00 Uhr im sogar Theater, Josefstr. 106, 8005 Zürich, Eintritt frei.

Die Arbeit geht weiter

Zum 100. Geburtstag von Peter Weiss (1916–1982)

Im Herbst 1990, vor 26 Jahren, organisierten ein paar Literaturbewegte in Zürich eine Internationale Peter-Weiss-Tagung. Dazu wurde auch der deutsche Schriftsteller Christian Geissler (1928–2008) eingeladen. Er hatte einen Roman geschrieben, ›Kamalatta‹, der sich mit der ›Stadtguerilla‹ der Roten Armee Fraktion auseinander setzte. Aus aktuellem Anlass habe ich kürzlich seinen Text wieder hervorgeholt. Auf meine Einladung hin hatte er mir in einem Brief zuvor den Titel seines Vortrags mitgeteilt, oder besser drei Mottos, auf denen er seinen Vortrag aufzubauen gedenke.

»mitten im schlamassel
anleiten meine schreibarbeit
hintergedanken des lernens«

Der so entstandene Text – der jetzt im Peter-Weiss-Jahrbuch 2016 in einem Nachdruck vorliegt – war ein Versuch, das Werk von Peter Weiss für die damalige Zeit zu aktualisieren, und der Versuch blieb an der Tagung nicht unbestritten. Denn Geissler bekannte sich, ein Jahr nach dem Mauerfall und dem Zusammenbruch des befehlsadministrativen Realsozialismus und dem Triumph des Kapitalismus und dem angeblichen Ende der Geschichte, weiterhin als Kommunist und stellte sich kritisch in eine radikale Tradition, und das schien etlichen, die an der Tagung teilnahmen, denn doch zu wenig des Kreide Fressens. Dabei zog er auch eine Konstante von den bei Peter Weiss behandelten dreissiger in die siebziger Jahre, bezog sich prekär auf den damaligen Linksterrorismus und inszenierte eine Reflexion, ob denn der ›bewaffnete Kampf‹ nicht doch nötig und möglich sei; und wenn ich das auch entschieden ablehnte, so dünkte mich der Text von Geissler in der bohrenden, offenen Auseinandersetzung doch spannend, und es schien mir zudem symptomatisch, dass er einen ursprünglichen Satz, »unser kampf geht weiter«, durch den Satz »unsere arbeit geht weiter« ersetzt hatte, denn er kämpfte und arbeitete mit literarischen Mitteln, einer tastenden, suchenden, kreisenden, letztlich doch genauen Sprache, wie Peter Weiss.

Missverständnisse

Wie sieht es heute mit der Aktualität eines solchen Aktualisierens aus? Das erste Motto von Geissler versteht sich von selbst, denn wir stecken immer noch, mehr oder weniger, im Schlamassel. Das dritte Stichwort ist weiterhin zentral: Wir müssen immer noch viel lernen, womöglich mehr denn je. Der zweite Satz von Geissler allerdings dürfte nicht mehr gerade modern sein: Lässt sich noch irgendein zeitgenössischer Autor bei seiner Schreibarbeit von Peter Weiss anleiten? Bezieht sich überhaupt noch jemand, eine Autorin oder ein Leser auf ihn?

Der scharfsinnige Politologe Raul Zelik, selbst in verschiedenen politischen Zusammenhängen aktiv, hat im vergangenen Mai in der WOZ einen Artikel über die politische Literatur geschrieben. Zu seiner intellektuellen Sozialisierung habe, so berichtet er, auch die Lektüre der ›Ästhetik des Widerstands‹ von Peter Weiss gehört. Aber als er sich kürzlich wieder einmal dahinter gesetzt habe, habe er sie kaum mehr lesen können: Alles sei künstlich zurechtgelegt, von Kulturdünkel geprägt, »eine Diskurserzählung, in der alles abgehakt wird, was der seiner Partei verpflichtete Kommunist des 20. Jahrhunderts bedenken sollte. Ein denn doch überraschend braves Buch, das das, wogegen Weiss anschreibt, ein weiteres Mal affirmiert.« Kurzum: politisch orthodox und künstlerisch langweilig – überholt. Andere Lesarten gehen nicht gar so weit, doch sie rücken womöglich die frühen Werke wie das Theaterstück ›Marat/Sade‹ von 1964 in den Vordergrund, mit seiner Sinn betörenden und Sinn sprengenden Vitalität, während die ›Ästhetik des Widerstands‹ denn doch ein bisschen gar viel ältliche Politik enthalte.

Aber das sind zumeist Missverständnisse.

Zelik zum Beispiel schlägt die literarische und denkerische Form von Peter Weiss, die keine Offenheit zulasse, und meint den politischen Inhalt – er hebt die italienische Autonomiebewegung und den ›Insurrektionalismus‹ der siebziger Jahre vorteilhaft von der sklerotischen traditionellen Arbeiterbewegung ab. Dabei hat Peter Weiss selbst die Notwendigkeit vielfältiger literarischer und politischer Ausdrucksformen betont und gefordert, die beiden Bereiche oder Aspekte zusammenzuführen – Vitalität und Vernunft, Emotion und Konstruktion, Wachsein und Traum. In seinem Stück ›Trotzki im Exil‹ (1970) imaginiert er sich, dass der 1916 real an der Zürcher Spiegelgasse wohnende Lenin mit den 1916 real in der Spiegelgasse wirkenden Dadaisten zusammengetroffen sei, denn es gehe um »die doppelte, die wache und die geträumte Revolution«.

Nun verkompliziert sich die Sache deswegen ein wenig, weil das Stück, in dem diese Zusammenführung postuliert wird, als Kunstwerk eher missglückt ist. ›Trotzki im Exil‹ deklamiert, ohne die These theatralisch umzusetzen und sie wirklich sinnfällig zu machen. Was es umso dringlicher macht, an jene Kunstwerke von Peter Weiss zu erinnern, in denen diese Verbindung geglückt ist. Darunter auch die dreibändige ›Ästhetik des Widerstands‹ (erschienen 1975–1981).

Theater und Justiz

Zuerst aber sei auf Christian Geisslers drittes Motto zurückgekommen: »hintergedanken des

lernens«. Ja, Peter Weiss geht es ums Lernen, und das mag didaktisch anmuten. Aber dieses Lernen ist ein höchst differenziertes. Das lässt sich an seinem – neben dem ›Marat/Sade‹ – erfolgreichsten Stück ›Die Ermittlung‹ von 1965 zeigen.

Darin wird der so genannte Frankfurter Auschwitz-Prozess auf die Bühne gebracht, bei dem von 1963 bis 1965 zweiundzwanzig höhere SS-Funktionäre des faschistischen Vernichtungslagers zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Nun ist das Theater öfters in einem Bezug zur Justiz gestanden. Auf der Theaterbühne wird eine Sache öffentlich verhandelt. An dessen Ursprung im antiken Athen waren Gerichtsverhandlung und Theater zuweilen das Gleiche, waren die Grenzen fliessend. In der Folge hat das Theater immer wieder als moralische Instanz gedient. Periodisch sind dabei konkrete Gerichtsverhandlungen auf die Bühne gebracht worden. Gegenwärtig herrscht wieder ein kleiner Boom, erinnert sei an die Stücke von Milo Rau oder an ›Terror‹ von Ferdinand von Schirach. Das wird jetzt ›interaktiv‹ aufgemotzt, indem wir zum Schluss der inszenierten Verhandlung sogar abstimmen, uns also kurzfristig als Laienrichterinnen und -richter betätigen dürfen.

›Die Ermittlung‹ von Peter Weiss war damals der Höhepunkt einer Reihe von dokumentarischen Stücken, etwa von Rolf Hochhuth (›Der Stellvertreter‹) und Heinar Kipphardt (›In der Sache J. Robert Oppenheimer‹). Doch ›Die Ermittlung‹ ist kein blosses Dokumentarstück, obwohl es minutiös aus Dokumenten destilliert worden ist. Auschwitz kann ja nicht ›dokumentarisch‹ nachgestellt werden. Vielmehr wird darin um die Erinnerung gekämpft, die bei Opfern und Tätern unterschiedlich sein mag. Und es geht um die Auswirkungen auf die einzelnen Menschen. Trotz der Form als Gerichtsverfahren geht es auch nicht so sehr um den Schuldspruch – denn die Schuld steht ja in diesem Fall ausser Zweifel –, sondern um die Auswirkungen dieser Schuld und um deren Nachwirken in der Gegenwart.

In der ›Ästhetik des Widerstands‹ ist der Hintergedanken des historischen Lernens weiter nach vorne gerückt. Die Geschichte der Arbeiterbewegung wird insbesondere in ihrem Kampf und die Niederlage gegen den Faschismus vielfältig erinnert. Diese Geschichte mag im Detail abgetan sein, etwa in der Form der allein selig machenden Partei oder der einzigen, globalen, zentralisierten Widerstandsbewegung, die mittlerweile durch vielfältige soziale Bewegungen, die Multitude oder andere mehr oder minder zutreffende Konstruktionen abgelöst worden ist. Aber die Fragen dieser geschichtlichen Bewegung sind selbstverständlich nicht abgetan. Und die psychosozialen Mechanismen sind ebenfalls nicht abgetan. Hier bleibt das Werk von Peter Weiss anschaulich und lehrreich, eindrücklich und bewegend. Er zeigt Politik in ihren Rückwirkungen auf ihre Exponentinnen und Exponenten. Die Hingabe an eine Sache: wie sie zu stärken aber auch zu verhärten vermag. Die Verführungen der Macht: aktuell von Toni Blair bis Daniel Ortega. Die Frage: Wie baut sich überhaupt eine politische Identität auf? Offensichtlich nicht nur durch die politischen Parolen, sondern durch den gelebten Alltag dieser Parteizugehörigkeit (heute: der Zugehörigkeit zu einer sozialen Bewegung).

So gelingt Weiss eine ästhetische Leistung, die weitaus mehr ist als blosse ›Diskurserzählung‹. Zugestanden, es wird viel gesprochen in diesem Roman. Dialogisch werden Themen umkreist: Einerseits, andererseits. Doch was hier verhandelt wird, steht immer in praktischen Zusammenhängen. Wer spricht? In welcher Situation? Wie? Mit welchen Konsequenzen? Sprechen wird zur Romanpraxis.

Peter Weiss erkundet auch die Grenzen dieser Gespräche. Dabei steht die Funktion der Kunst zur Debatte, im doppelten Sinn. Immer wieder werden Gemälde und Romane diskutiert im Hinblick darauf, wie sie Identität formen und stärken helfen. Das Buch selbst ist ein Versuch, dabei behilflich zu sein. In seinen Sätzen steckt eine Wucht, die doch nie ihre Gegenstände verrät. Die ›Ästhetik des Widerstands‹ endet mit dem in ein mythologisches Bild gefassten Aufruf an die Selbsttätigkeit aller, uns selbst zu befreien. Wenn das nicht aktuell ist.

Stefan Howald

Peter Weiss, der Autor von ›Die Ästhetik des Widerstands‹

Stolpersteinverlegung am 15.11.2016 in der Nürnberger Strasse 49 (Schöneberg) für

FRIEDA FLATAU

geboren am 24.11.1889 deportiert am 18.10.1941 ins Getto Litzmannstadt (Lodz) ermordet 8. Mai 1942 in Kulmhof (Chelmno)

Ihre Biografie vorgetragen von Esther Burckhardt (Zürich) und Gisela Wenzel (Berlin)

Frieda Flatau (genannt Friedel) wurde am 24. November 1889 in Breslau geboren. Sie war die zweite Tochter des Kaufmanns Louis Flatau und seiner Frau Cerline geborene Placzek. Die Töchter Else und Friedel (Bild 1) sind in einem liberalen jüdischen Elternhaus aufgewachsen. Sie haben in Breslau die weltliche, höhere Töchterschule besucht und ihr Leben – jenseits der jüdischen Religion – auf klassische Bildung und moderne Literatur und Kunst ausgerichtet. Beide haben sich – gegen erheblichen Widerstand ihrer Familie – für eine Ausbildung zur Schauspielerin entschieden. Vermutlich hat die ältere Schwester mit ihrer Hartnäckigkeit den Weg auch für die sechs Jahre jüngere Friedel geebnet. Während Else zur Ausbildung nach Berlin ans Deutsche Theater von Max Reinhardt ging, hat Friedel zunächst in Breslau Schauspielunterricht genommen. Aber schon vor dem Ersten Weltkrieg zog es auch sie nach Berlin, wo sie bis 1941 möbliert wohnte. Else hingegen heiratete 1908 ihren Breslauer Jugendfreund Felix Pinkus und gründete mit ihm eine Familie in der Schweiz. 1909 wurde in Zürich ihr Sohn Theo und 1916 ihre Tochter Miriam geboren. So haben die Lebenswege der beiden Schwestern trotz ähnlichem Schauspieltalent einen ganz unterschiedlichen Verlauf genommen.

Fotos aus dem Familiennachlass Pinkus-Flatau zeigen die junge Friedel als extravagante Erscheinung. Sie ist jung und elegant, sorgfältig in der Mode der Zeit gekleidet, in unterschiedlichen Rollen – mal als indische Tempeltänzerin oder als Dame von Welt mit keckem Hut.

In den Entschädigungsakten[1] hat ihr Neffe Theo Pinkus rückblickend seine Tante folgendermassen charakterisiert:

»Meine Tante war sowohl in der Provinz,als auch in Berlin im Engagement tätig.[…] Sie trat immer unter dem Künstlernamen Maria Fiore auf. Über die persönlichen Lebensverhältnisse kann ich sagen, dass sie ausserordentlich gut gekleidet war, wie dies ihr Beruf erforderte, und ausserdem über schönen Schmuck verfügte. Ihre Liebe zu Schmucksachen konnte man schon fast als Marotte bezeichnen… Ich nehme an, dass sie seinerzeit die übliche Gage einer mittleren Schauspielerin erhalten hat. Ich weiss, dass meine Tante, wie man so sagt, immer standesgemäss lebte und niemals bis 1933 fremde Hilfe gebraucht hat.«

Über Friedels persönliche und berufliche Entwicklung in den 20er und 30er Jahren ist einiges aus den Briefen zu erfahren, die sie während der jahrzehntelangen Brieffreundschaft an ihren Schwager Felix Pinkus in der Schweiz geschrieben hat.[2] Felix war ihre engste Vertrauensperson – Beichtvater und Seelentröster zugleich. Sie berichtete ihm über ihre Bühnenengagements, ihre Rollen bei der Defa, ihre Freund- und Liebschaften und immer wieder auch über ihre Auftritte in diversen Provinztheatern. Gelegentlich ging es auch um finanzielle Unterstüt-

zung, denn eine feste Anstellung war ihr nirgends vergönnt. Von den Eltern in Breslau war nach dem frühen Tod des Vaters 1924 in dieser Hinsicht auch nichts mehr zu erwarten. Um ihre schmalen Einkünfte aufzubessern, erteilte Friedel nebenher auch Deutsch- und später Schreibmaschinenunterricht. Erholung fand sie anlässlich ihrer wenigen Aufenthalte in der Familie der Schwester in Zürich, letztmals wohl 1925.

Ihre Schweizer Nichte Miriam Pinkus gab ihr den Spitznamen ›Schniepel‹ und war ihr schwärmerisch zugetan. Friedel führte in Miriams Augen in Berlin ein aufregendes und beneidenswertes Bohème-Leben. Doch im Grunde ihres Herzens wünschte sich diese nichts sehnlicher als eine feste Beziehung, besser noch eine Ehe, wie sie ihren Schwager Felix in ihrem Brief von 1927 gestand:

»Sonst lebe ich sehr still u. sehe nur täglich den einen Menschen, mit dem ich immer fester u. inniger zusammenwachse u. der eine restlose Entschädigung des Schicksals ist für die vielen nicht klappenden, unangenehmen, äusseren Dinge dieses Sommers! Ich wünschte nur, dass die Möglichkeit einer Ehe bald gegeben sein möchte, damit wir uns nicht mehr trennen müssen.«

Doch ihre Wünsche gingen nicht in Erfüllung. Friedel blieb unverheiratet und kinderlos. Zu ihrem Kummer löste sich auch ihr Freundeskreis infolge der Emigration nach 1933 immer mehr auf. Sie fühlte sich oft einsam und antriebslos. Als ein völlig unpolitischer Mensch war sie dem Geschehen hilflos ausgeliefert.

Die Familie Pinkus-Flatau verfolgte die Entwicklung im nationalsozialistischen Deutschland von der Schweiz aus mit grosser Sorge. Finanziell ging es auch ihnen nicht gut. Schwester Else sorgte sich vor allem um ihre vereinsamte Mutter Cerline in Breslau. Es gelang ihr 1938 – gegen den Widerstand ihres Mannes –, für die Mutter ein Ausreisevisum in die Schweiz zu erwirken und sie in ihrer Nähe häuslich unterzubringen.

Die Schauspielerin Friedel Flatau sah sich in Berlin schon bald nach Machtantritt der Nationalsozialisten – wie fast alle jüdischen Künstlerinnen und Künstler in Deutschland – mit einem faktischen Berufsverbot konfrontiert. Im Brief vom Mai 1937 beschwört Friedel ihre Verwandten in der Schweiz:

»Bewahrt mir eure Freundschaft… Ich habe furchtbare Angst in Mutlosigkeit und Kummer zu ersticken. Nur bei Euch halte ich mich immer wieder hoch…« Sie bittet die Schwester, ihre schwierige Lage vor ihren Kindern geheim zu halten: *»…sprecht nicht von meinem Kummer. Man wird so leicht lächerlich vor jungen Menschen«.*

1938 teilt Friedel ihren Verwandten mit, dass Ausreisegenehmigungen für Juden nur noch »für die Auswanderung« erhältlich seien. Eine Auswanderung nach Zürich aber steht für sie schon gar nicht mehr zur Diskussion. Im Brief vom 31. März 1940 unterrichtet sie ihre Verwandten über ihre verzweifelten Auswanderungsbemühungen nach Bolivien. Dazu benötigt sie 200 Dollar Vorzeigegeld, die ihr fehlten. Auf die gut gemeinten Ratschläge ihrer Schwester reagiert sie mit feiner Ironie, denn sie spürt, dass diese sich überhaupt nicht in ihre ausweglose Lage versetzen konnte: *»…deine naive Frage in bezug auf Hausdamenstelle hat mich amüsiert, wenn es im Grunde dabei eigentlich gar nichts zu amüsieren gibt… Macht Euch keine zu grossen Sorgen um mich – ich bin guten Mutes – irgendwie wird sich ja auch meine Zukunft einmal klären, die Hauptsache, dass man körperlich und seelisch durch hält.«*

Doch noch hat Friedel einen Schutzengel. Es ist dies Elisabeth



Wenzel, genannt Lieschen oder Lis, eine enge Vertraute und Jugendliebe ihres Schweizer Neffen Theo aus dessen Berliner Jahren 1927–1933. Theo hat Lieschen offenbar gebeten, sich um seine vereinsamte Tante Friedel zu kümmern. Die tapfere Antifaschistin und Kommunistin, die wegen ihrer Gesinnung auch im Gefängnis war, half unerschrocken den verfolgten Menschen in ihrem Bekanntenkreis. Sie hat ab 1933 die Aufgabe übernommen, die vereinsamte Friedel Flatau regelmässig anzurufen und hin und wieder zu besuchen und aufzumuntern. Auch über sie gelangten die Nachrichten über Friedels zunehmend depressive Verstimmungen und Ängste nach Zürich. Schon 1936 hatte Lieschen Friedels Schweizer Verwandte ermahnt, *»daran zu denken, dass sie jede einigermassen annehmbare Gelegenheit von hier wegzukommen, ergreifen würde«.*

In der Todesmühle gefangen

Vor kurzem fand in Berlin am ehemaligen Güterbahnhof Grunewald eine eindrucksvolle Gedenkveranstaltung statt. Sie erinnerte an den ›1. Osttransport‹ Berliner Juden vor 75 Jahren, mit dem in der Reichshauptstadt die systematische Deportation in die Gettos und Vernichtungslager des Ostens begonnen hat. Zwischen Herbst 1941 und Frühjahr 1945 wurden allein aus Berlin mehr als 56'000 Juden verschleppt. Berlin sollte »judenfrei« werden, wie Goebbels verkündete. Für die meisten »Ausgesiedelten« wurde es eine Reise in den Tod.

Unter diesem 1. Berliner Transport befand sich auch Friedel Flatau. Sie war zwei Tage zuvor aus ihrer Wohnung in der Nürnberger Strasse von der Gestapo ›abgeholt‹ und ins Sammellager Levetzowstrasse gebracht worden. Um 14 Uhr des nächsten Tages traf dieser Transportzug Berlin I mit über 1000 Deportierten auf dem Bahnhof Radegast im Getto Litzmannstadt ein. Friedel Flatau hatte die Transportnummer 258 II 75[3] wie aus der Liste der ›Eingesiedelten‹ hervorgeht. (Bild) Mit ihren 52 Jahren gehörte sie keineswegs zu den ältesten Menschen ihres Transports, der sich aus 205 Familien, 209 alleinstehenden Männern und 387 alleinstehenden Frauen zusammensetzte. 60% der Deportierten waren über 60 Jahre, 14% sogar über 70 Jahre alt. Es waren die Schwächsten, die Alten, die Menschen ohne Geld und Beziehungen, denen die Flucht ins Ausland nicht oder nicht rechtzeitig gelungen war. Sie waren als Erste in die Todesmühle geraten.

Neuankömmlinge wie Friedel Flatau, die schon bei der Ankunft in dem ›Arbeitsgetto‹ als ›arbeitsunfähig‹ galten, wurden in sogenannten geschlossenen Wohnkollektiven untergebracht. Friedel Flataus Wohnadresse im Getto lautete Reiterstrasse 15/19. Dahinter lässt sich ein solches ›Wohnkollektiv‹ vermuten, in dem sie den zugewiesenen Raum mit mehreren BewohnerInnen teilen musste.

Beengte Wohnverhältnisse, mangelnde hygienische Einrichtungen und ständiger Hunger liessen diese ›Getto-Kollektive‹ bald zu wahren Brutstätten von epidemischen Krankheiten werden. Die Menschen litten an Unterernährung und Erschöpfung, Durchfall, Herz-Kreislauf- und Infektionserkrankungen. Die Suizidrate war unter den ›Westjuden‹ signifikant höher als unter den polnischen Juden des Gettos. Im Winter 1941/42 sind monatlich 800–1000, im gesamten Zeitraum des Gettos über 45'000 Insassen den elenden Existenzbedingungen zum Opfer gefallen.[4]

»Es besteht in diesem Winter die Gefahr, dass die Juden nicht mehr sämtlich ernährt werden können. Es ist ernsthaft zu erwägen, ob es nicht die humanste Lösung ist, die Juden, soweit sie nicht arbeitseinsatzfähig sind, durch ein schnelleres Mittel zu erledigen. Auf jeden Fall wäre dies angenehmer, als sie verhungern zu lassen.«[5]

Dies schrieb der Leiter des Sicherheitsdienstes (SD) in Posen Höppner an Adolf Eichmann. Bald darauf begann der systematische Massenmord an den Juden im Warthegau. In Kulmhof (Chelmno), einem 300-Seelendorf 60 km nordwestlich von Litzmannstadt (Lodz) waren seit Monaten von einem Sonderkommando unter strenger Geheimhaltung Vorbereitungen zu dem geplanten Massenmord mit Gaswagen getroffen worden.

Im Verlauf der ersten Mordaktion zwischen 16. Januar und 12. September 1942 wurden in Kulmhof mehr als 72'000 Gettobewohner umgebracht. Zwischen dem 4. bis 15. Mai 1942 wurden 10'914 fast ausschliesslich deutschsprachige Juden ins Todeslager Kulmhof verschleppt und getötet. Unter letzteren befand sich auch Friedel Flatau. Ihre Abmeldekartei vom Getto Litzmannstadt hat das Datum 8. Mai 1942. Es ist das letzte Lebenszeichen von ihr und zugleich ihr Todesdatum. Von den nach Kulmhof deportierten Menschen hat niemand überlebt. Der konkrete Tatablauf der Tötungsaktion mit Gaswagen konnte erst nach dem Krieg mit Hilfe der Aussagen von Augenzeugen aus dem Dorf und Geständnissen von Tätern rekonstruiert werden.[6]

Von den 3160 Berliner Juden der ersten 4 Transporte nach Litzmannstadt, die im Mai 1942 noch am Leben waren, wurden im Verlauf der zwei Wochen im Mai 2315 Menschen umgebracht. Ihnen ist das Gedenkbuch gewidmet, das die Stiftung ›Topographie des Terrors‹ in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv in Lodz im Jahre 2009 erstellt hat.[7] Mit ihm erfährt das Schicksal der nach Litzmannstadt verschleppten und in Kulmhof ermordeten Berliner Jüdinnen und Juden eine erstmalige Dokumentation und Würdigung.

Ein Jahr nach Kriegsende schrieb Else, Friedels Schwester, an ihren Mann Felix: *»Hättest Du damals geahnt, was sich drei Jahre später in Deutschland ereignen würde, würdest Du vielleicht die Schuld auf Dich geladen haben, die wir als grösste den Schweizern vorwerfen, Emigranten nicht eingelassen und damit in den Tod geschickt zu haben. Nein, ich glaube, du hättest noch überdies einiges versucht zu tun, um auch Friedel vor ihrem Schicksal zu bewahren«* (8. Juli 1946).[8]

1 Entschädigungsamt Berlin Reg. Nr. 351 639 Pinkus-Flatau. Eidesstattliche Erklärung von Theo Pinkus 1960.
2 Private Korrespondenz Friedel Flatau an Felix Pinkus aus dem Nachlass Pinkus-Flatau in der Zentralbibliothek Zürich (Sig. SGA Ar7), Abschrift Esther Burckhardt.
3 <www.statistik-des-Holocaust.de/OT1-11bjpg>
4 Andrea Löw (Hrsg.), Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten (Schriftenreihe zur Lodzer Getto-Chronik) Gebundene Ausgabe – 1. August 2006
5 BArch R58/954, Bl 189–191
6 Das unbekannte Vernichtungslager Kulmhof am Ner (Chelmno nad Nerem). Geschichte und Erinnerung. (Kuratoren Dr. Ingo Loose mit Uwe Neumärker)
7 Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941–1944 – Ein Gedenkbuch. Bearbeitet von Ingo Loose und hrsg. von der Stiftung ›Topographie des Terrors‹, 2009
8 Private Korrespondenz von Else Pinkus-Flatau an ihren Mann Felix Pinkus. Aus dem Nachlass Pinkus-Flatau in der Zentralbibliothek Zürich (Sig. SGA Ar7), Abschrift Esther Burckhardt.

Fotos Seiten 4 & 5 aus dem Pinkus-Nachlass. Fotos von der Stolperstein-Verlegung: Ona und Pablo Pinkus

Zum Tod von Jürg Frischknecht

Am 18. Juli 2016 verstarb unser Freund und Mitstreiter Jürg Frischknecht nach einer kurzen, schweren Krankheit im Alter von nur 69 Jahren. Jürg war einer der profiliertesten Schweizer Recherchejournalisten der letzten Jahrzehnte. Sein Tod hinterlässt in der Schweizer Linken eine schmerzhafte Lücke.

Bekannt wurde Jürg Frischknecht im November 1976, als er zusammen mit anderen Aktivisten des Demokratischen Manifests den Zürcher ›Subversivenjäger‹ Ernst Cincera enttarnte. Als freier Journalist schrieb er zunächst für eine Reihe von Schweizer Zeitungen und spezialisierte sich dabei auf Medienjournalismus und beschäftigte sich kritisch mit Fragen der Überwachung. Bei der Gründung der Wochenzeitung WOZ 1981 wurde Frischknecht einer ihrer wichtigsten Mitarbeiter und Unterstützer. In den folgenden Jahrzehnten bildete er Generationen von angehenden JournalistInnen beim Schweizer Radio und Fernsehen sowie am Medienausbildungszentrum aus.

Ich lernte Jürg Frischknecht in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre in einem Geschichtswerkstätten-Seminar im Ferien- und Bildungszentrum Salecina in Maloja kennen. Theo Pinkus hatte ihn eingeladen, uns über die Erfahrungen mit dem Cincera-Schnüffelarchiv zu berichten. Auch in der Studienbibliothek, wo ich damals arbeitete, war Jürg ein regelmässiger und gern gesehener Gast. Zusammen mit Theo sassen wir manchmal am runden Tisch in der Bibliothek und tranken Tee. Hin und wieder waren weitere Gäste anwesend und es ergaben sich interessante Diskussionen über die Geschichte der ArbeiterInnenbewegung und die aktuelle Politik. Später trafen wir uns oft in Salecina, wo mich neben Theo vor allem Jürg eingeführt hatte. Jürgs jahrzehntelanges Engagement für Salecina bildete nicht zuletzt auch eine Hommage an Theo und Amalie Pinkus.

Eine Reihe von wichtigen Publikationen von Jürg Frischknecht, die im Limmat Verlag erschienen waren, wiesen einen engen Bezug zur Studienbibliothek auf. 1983 veröffentlichte er zusammen mit dem Dokumentarfilmer Matthias Knauer das Buch ›Die unterbrochene Spur‹ zum gleichnamigen Film über die antifaschistische Emigration in die Schweiz. Besonders hervorzuheben sind die Bücher ›Die unheimlichen Patrioten‹ (1979), ›Rechte Seilschaften‹ (1986) und ›Schweiz wir kommen‹(1991), mit denen Jürg und seine Mitautoren auf die wachsenden Umtriebe der Rechtsradikalen in der Schweiz aufmerksam machten. Auch die beliebten Lesewanderbücher, die er ab Mitte der 1990er-Jahre zusammen mit seiner Partnerin Ursula Bauer im Rotpunktverlag veröffentlichte, waren minutiös recherchiert. Dem vorausgegangen war sein erstes thematisches Wanderbuch ›Wandert in der Schweiz, solang es sie noch gibt‹ (Limmatverlag, 1987), das ein paar Jahre später die Grundlage für das alpenpolitische Vernetzungsprojekt TransALPedes bildete (›Alpenglühn‹, Rotpunktverlag 1993).

Dominik Siegrist

Jürg Frischknecht bei einer Veranstaltung der WOZ (oben, Foto Jules Spinatsch) und beim Wander- und Architekturseminar in Salecina (unten)

Wir trauern um

Willy Spieler

6.8.1937 – 25.2.2016

Er war langjähriger Leiter der von Leonhard Ragaz gegründeten religiös-sozialistischen Zeitschrift ›Neue Wege‹ und Mitbegründer der befreiungstheologischen Gespräche ›Christen für den Sozialismus in der Schweiz‹.

Buchempfehlung

Uwe Sonnenberg: Von Marx zum Maulwurf. Linker Buchhandel in Westdeutschland in den 1970er Jahren. Wallstein 2016.

»Pfingsten 1983. Aus mehreren Städten Westdeutschlands reisen etwa dreissig linke Buchhändlerinnen und Buchhändler in die abgelegenen Schweizer Alpen. In einer selbstverwalteten Tagungs- und Begegnungsstätte in Salecina wollen sie ein Wochenendseminar abhalten. (…) Das eigentliche Thema des Treffens aber ist von grösserer Tragweite als die Kasseler Querelen (des ABC-Buchladens). Es lautet ›Die Krise und die Linken im Buchhandel – oder die Krise im linken Buchhandel‹. Theo Pinkus, einer der Hausherren von Salecina, spricht dabei aus, was sich viele Anwesende vielleicht noch gar nicht eingestehen wollen: Die Epoche des organisierten linken Buchhandels in Westdeutschland sei beendet.«

So beginnt die Einleitung des Buches von Uwe Sonnenberg, einem jungen Historiker aus Potsdam, der diese lesenswerte Dissertation verfasst hat.

Begonnen hat der linke Buchhandel in Westdeutschland, als der aus der SPD ausgeschlossene ›Sozialistische Deutsche Studentenbund‹ (SDS) und sein 1965 gegründeter Verlag ›Neue Kritik‹ in Frankfurt das ›Archiv sozialistischer Literatur‹ gründeten und als ersten Band die ›Akkumulation des Kapitals‹ von Rosa Luxemburg nachdruckten.

Die im Buch beschriebene Zeit ist bestimmt von der antiautoritären Phase der Studentenbewegung, der Ausserparlamentarischen Opposition und der Parteigründungen in den 1970er Jahren. Der Bedarf an linker Literatur war gross, es gab einen Markt für Marx & Co.

Das Buch enthält unglaublich viele Informationen und Geschichten, die Uwe Sonnenberg zusammengetragen hat, indem er mit den noch lebenden Beteiligten Gespräche geführt und mit Akribie das Material aus öffentlichen und privaten Archiven gesammelt hat. *B. W-R*

Impressum
Herausgeberin: Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich; Bulletin der Mitglieder des Fördervereins. Erscheint mindestens 1 x jährlich
Adresse: Quellenstrasse 25, Postfach 3312, 8031 Zürich,
Tel. 044 271 80 22, Fax 044 273 03 02,
Email: info@studienbibliothek.ch
Internet: www.studienbibliothek.ch
Redaktion: Brigitte Walz-Richter,
Korrektur: Geri Balsiger,
Layout: Heinz Scheidegger,
Druck: Druckerei Peter, Zürich